



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Aus dem Nachlaß Scheffels und Vischers

urn:nbn:de:gbv:46:1-908

Reichskanzler zu nähern, wurde freundlich aufgenommen und endlich als deutscher Konsul nach Smyrna geschickt. Daß er eine solche Stellung nur als Vorschule für eine Verwendung auf wichtigern Plätzen betrachtete, ist früher erwähnt worden, auch daß man in Berlin seine Wünsche nicht verstand oder nicht verstehen wollte. Versetzt wurde er nach einigen Jahren, aber nur in derselben Eigenschaft nach Algier. An beiden Orten hatte er vielfältig Gelegenheit zu interessanten Studien und benutzte diese auch, was nicht erst der Erwähnung bedarf. Mit dem erbetenen Abschied erhielt er den Rang eines Generalkonsuls und von Osterreich, dessen Generalkonsulat in Algier er eine Zeit lang geleitet hatte, einen höhern Orden, „wobei Verhältnisse früherer Jahre mögen in Betracht gezogen worden sein,“ meint er. Wir möchten wetten, daß dem Beamten, der diese Formen der Entschädigung für geleistete Dienste vorgeschlagen hat, Fröbels Wirken als offiziöser Journalist in Wien gar nicht bekannt oder doch nicht erinnerlich gewesen ist! 1863 und 1888! Eine Zeit, die lang und ereignisreich genug ist, eine Episode, die noch lebhaft vor seinem inneren Auge steht und ihm noch hochwichtig erscheint, aus dem Gedächtnis der andern zu verwiſchen.



Aus dem Nachlaß Scheffels und Vischers



ur wer sich selbst einmal mit den Schriften eines bedeutenden und fruchtbaren Dichters so beschäftigt hat, daß er ihm auch ein eigentlich biographisches Interesse abgewonnen hat, kann sich in die Stimmung von Herausgebern versetzen, die heutzutage den Nachlaß berühmter Männer der Öffentlichkeit zu übergeben haben. Solche Herausgeber gewinnen natürlich ein persönliches Verhältnis zu dem Verstorbenen, für sie hat jedes seiner Blättchen seine eigne Bedeutung. Es ist ihnen ein Stück aus einem großen Menschenleben, es erinnert sie an mehr oder weniger bedeutende Blätter, die vorher oder nachher von demselben Dichter der Welt übergeben wurden und Ruhm erwarben; es zeigt ihnen eine Vorarbeit oder einen Nachklang zu denkwürdigen Äußerungen oder künstlerischen Thaten, und damit verlieren sie ihrem Dichter gegenüber sehr leicht die rein ästhetische Unbefangenheit. Daneben tauchen aber auch Zweifel und Befürchtungen auf, die umso peinlicher sind, je ernster die Herausgeber ihre Sache nehmen. Wir leben in der Zeit der Ausgrabungen, der „Waschzettellitteratur,“ der Archivstudien, wir leben in einem alexandrinischen Zeitalter, und die massenhaften

Drucke hinterlassener Schriften berühmter Toten zum Vorteile strebsamer Lebenden haben eine starke Gegenströmung erzeugt. Spott und Satire haben sich über die Häupter von Herausgebern entladen, und nicht selten hat dieser Spott auch dem größern Toten geschadet, in dessen Dienst sich die gelehrte Maulwurfsarbeit gestellt hatte. Darum bedarf es jetzt der Vorsicht bei solchen Nachlesen, und so sind auch die bescheidenen Vorreden, mit denen die Söhne Josef Viktor Scheffels und Friedrich Theodor Wischers die Bücher aus dem Nachlaß ihrer Väter versehen haben, bezeichnend für die Stimmung der litterarischen Welt. Robert Wischer ist so gar soweit gegangen, einen angesehenen Freund, Professor Richard Weltrich, zu nennen, der mit ihm einen Teil der Verantwortung für die getroffene Auswahl tragen will.

Es ist auch in der That schwer zu sagen, was in einen solchen Band „aus dem Nachlasse“ hineingehört, und was nicht. Der rein künstlerische Gesichtspunkt reicht bei der Auswahl der aufzunehmenden Stücke in diesem Falle nicht aus. Ist der verstorbene Dichter überhaupt bedeutend genug, eine Ausgabe seines Nachlasses zu rechtfertigen, dann ist er auch persönlich interessant, und Stücken von rein biographischem Wert darf die Aufnahme nicht versagt werden, oft machen erst sie den Band wertvoll. Der Tod eines wirklich bedeutenden Mannes bringt in das Verhältnis der Nation zu ihm einen neuen Zug; bei seinen Lebzeiten begeisterte sie sich für seine Werke und Thaten, nach seinem Tode wird seine eigne Persönlichkeit Gegenstand der Pietät, der Verehrung, des Studiums, sie wird Vorbild, sie bereichert unter Umständen selbst das geistige Gut der Nation durch ihre Schönheit und Originalität. Darauf muß der Herausgeber der Nachlese Rücksicht nehmen. Er darf nicht auf den Biographen warten, dem der ganze Nachlaß der Baugrund für seine Darstellung werden soll. Es ist schon vorgekommen (man denke an den Fall von Hebbel und Kuh), daß das von den Biographen verarbeitete Material besser war, als die Biographie selbst, der es diente; demnach gehört auch dieses der Welt. Hier aber das rechte Maß zu treffen, ist sehr schwer, das Kritisiren aber sehr leicht und unfruchtbar. Gut ist's, wenn sich die Nachlese durch mehrere Stücke ästhetisch, durch andre biographisch rechtfertigen läßt. Allen wird es kein Herausgeber recht machen können. Die Söhne Scheffels und Wischers hatten es bei allem Ernst ihrer Aufgabe, den sie fühlten, doch verhältnismäßig leicht, denn ihre Väter leben geliebt und verehrt in dem Gedächtnis der Nation fort, wenn auch beide in ziemlichem Abstände von einander.

Wischer hat es nie zu der Vollständigkeit Scheffels gebracht, Scheffel nie zu der Bedeutung Wischers. Was dem einen an Wirkung in die Breite abgeht, fehlt dem andern an Wirkung in die Tiefe; aber bedeutend für ihre Zeit sind sie beide. Merkwürdig ist der Gegensatz ihrer innern Schicksale, wenn man so an sie zugleich denkt. Wischer sagt einmal in dem Bruchstück einer Selbstbiographie von sich, sein Bildungsgang habe ihn vom Begriff zur

Anschauung geführt. In diese Formel hat er wirklich sein ganzes Leben gefaßt. Er suchte das Bild, die Anschauung, um sie zu gestalten; darüber wurde er ein alter Mann, ein Greis; darüber schrieb er seine Ästhetik und seine „Kritischen Gänge,“ bis er als Dichter des „Nuch Einer,“ der „Lyrischen Gänge,“ des „Nicht I“ endete. Sein Lebensgang bietet einen erhebenden Anblick: er war ein Mensch, der bis zum letzten Atemzuge an sich arbeitete und bildete und die Harmonie mit sich selbst nie verlor. Er zog sich nicht verbittert von der Welt zurück, wenn er auch die Geselligkeit nicht zu sehr liebte. Ganz anders Scheffel. Allerdings war er im ganzen kleiner geraten; aber auch das Reimenschliche in ihm, das uns hier gerade in Betracht kommt, war nicht so rein geblieben, wie bei Wischer. Scheffel war umgekehrt von der Anschauung ausgegangen und verlor sich im Begriff. Er kam von der Malerkunst und ging in der Germanistik und Kulturgeschichte (als Künstler) unter: das war seine innere Tragödie. Wischer beißt sich durch Hegel durch, um ein realistischer Humorist zu werden. Scheffel verliert nur allzufrüh die Triebkraft der Phantasie und muß allerlei Romanpläne unvollendet liegen lassen; er gewinnt die Jugendfrische nicht wieder, und damit auch nicht den innern Frieden. Er, der Sänger des „Gaudemus,“ endet als ein schwermütiger Selbstquäler! Im übrigen sollen die beiden Männer nicht verglichen werden, es wäre nur ein billiges Spiel mit Antithesen. Geschätzt haben sie einander ohne Zweifel, wenn wir uns auch keiner Äußerung des einen über den andern erinnern; aber Gottfried Keller schätzte den „Ekkehard“ sehr, und da kann sein Freund Wischer nicht viel anders gedacht haben.

Der Nachlaß Scheffels: Aus Heimat und Fremde, Lieder und Gedichte (Stuttgart, Bonz, 1892) enthält Verse aus allen Lebenszeiten des Dichters, von allen seinen Bildungsstufen und von allen seinen Stimmungen. Neun Gedichte aus der frühesten Zeit, die die Sammlung eröffnen, zeigen uns, daß schon der achtzehnjährige Scheffel in den letzten vierziger Jahren die wesentlichen Züge seines spätern dichterischen Charakters besaß: Naturgefühl, Humor mit der Neigung zur Selbstironie, politische Begeisterung für den deutschen Einheitstraum und im Stil die Neigung zum burlesken Ausdruck mitten in gehobener Stimmung, die wohl auf den Einfluß Heines zurückzuführen ist, dessen Wirkung auf Scheffels Spitzigeigei-Scherze niemals verkannt worden ist. So in dem Gedichte „Frommer Wunsch“ 1847, wo er vor dem schlafenden Kaiser Rotbart ruft:

Ach, hätt ein Niesenhorn ich hier,
 Wies nie ein Dohle trug,
 Dann blies ich unaufhörlich fort
 Mit vollem Atemzug.

Ein warmes Gedicht aus dem Jahre 1845 preist die Mutterliebe; es ist bekannt, daß Scheffel seine dichterisch begabte Mutter sehr liebte, denn sie verstand sein

Künstlernaturrell besser, als der strenge Vater. Dann folgt eine Nachlese zu den Trompeterliedern aus den Jahren 1852—53. Sache des Biographen wird es sein, darüber nachzudenken, warum Scheffel diese Lieder zurückgehalten und nicht in das Buch aufgenommen hat. Bei einzelnen, wie in dem sechsten der Lieder Werners aus dem Welschland, liegt der Grund ihrer Ausschließung klar zu Tage, denn hier ist die Abhängigkeit von Heine allzu sichtbar. Aber andre sind sehr hübsch und dürften wohl nur deswegen zurückgehalten worden sein, weil sie noch hübschern Platz machen mußten. Oder ist folgendes Lied Margarethas, abgesehen von einigen Mängeln in der Form, nicht den andern ebenbürtig, übertrifft es sie nicht sogar im leidenschaftlichen Ausdruck?

Sa, ich lieb ihn, bin sein eigen,
Und er sei mein Herr und Freund,
Sei die Sonne, die erquickend
In mein junges Leben scheint.

Und vergebens soll sie nahen
Unsrer Thür, die schlimme Zeit;
Lieb' (!) heißt kämpfen (!) und erdulden,
Sei es — ich bin kampfbereit!

Süß Getändel erster Stunde,
Süße Narretei verrinnt —
Felsgleich in der Tage Wechsel
Steht das Herz, das wahrhaft miunt (!).

Sa, ich lieb ihn. Stolz und freudig
Auf hinaus ich's (!) in die Welt:
Traum und Schatten ist das Dasein,
Das die Liebe nicht erhellet!

Auch die Lieder des stillen Mannes und des Raters Hübigeigei, die nachgetragen worden sind, sind lesenswert. Es ist überhaupt merkwürdig, wie viele grundverschiedne Töne auf diesen wenigen Blättern angeschlagen werden: männlich freundige und naiv jungfräuliche, sentimental sehnsüchtige und welt-schmerzlich zornige Töne, deren Dissonanzen schließlich in dem Humor des Raters ihre Auflösung finden. Kein Zweifel, Scheffel war trotz mancher Härten in der Sprache ein bedeutender Lyriker. Die folgenden Gedichte der Abteilung „Italienisches“ sind biographisch interessant, weil sie zeigen, daß Scheffel in Deutschland von der Sehnsucht nach Italien genau so geplagt war, wie sein Jung Werner in Italien von dem Heimweh nach dem Norden. 1856 schrieb Scheffel in heimischem Tone die „Resignation“ nieder:

Im sonnigen Land Italia,
Von Jugend und Glück umfangen,
Da ist auch mir der goldene Stern
Der Dichtung aufgegangen.

Da hob ich stolz das Haupt und sang
Und schrieb das Beste nicht nieder —
Jetzt bringt mir kaum ein leiser Klang
Das Echo jener Lieder.

Bekanntlich kam gerade damals eine schwere Prüfungszeit für den Dichter des „Ekkehard“, der Roman wurde hinausgeschickt, aber der Erfolg blieb aus, zehn Jahre ungefähr ließ er auf sich warten, und in dieser schweren Zeit verlor

Scheffel seine Zuversicht zu sich selbst. Als sich endlich Ruhm und Anerkennung einfanden, da war es mit der schöpferischen Kraft vorbei. Seine zwei Hauptwerke und das „Gaudeamus“ hat er nie wieder übertroffen, seine Blütezeit fiel in die fünfziger Jahre. Aus dieser Zeit stammen in der vorliegenden Nachlese einige prächtige Stücke humoristischer Art. So die Widmung: „Der löblichen Innung der Krokodile zu München“ (1860), dann 1861 „Der Räuberhöhle zu Mannheim,“ aus der Wasserheilanstalt Breitenberg am Hallwiler See geschrieben, vor allem aber: „Des Rodensteiners Ritt zum Mond“ (1858) und „Simson“ (1855), eine gelungne Übertragung der biblischen Erzählung auf akademische Verhältnisse, die wir leider hier nicht wiedergeben können, weil sie zu lang ist. Neben diesen Widmungen an hohe und niedere Persönlichkeiten, an berühmte Dichter und bekannte Blaufrümpfe stehen aber auch noch viele Gedichte aus dem Kreise der Osterdingerstudien, für deren Mitteilung wir dem Herausgeber mehr Dank wissen. Ein Prachtstück, freilich auch wieder nicht frei von Formschwächen, ist „Ein Kreuzfahrtbild“ (1859).

Steinkugel faust, Drommete gellt,
Staubmassen wirbeln auf,
Das Christenheer vor Arjuf
Beginnt den Sturmeslauf.

Vom Wurfschloß erschüttert,
Wankt Stein am Werk um Stein,
Da wandelt durch die Stürmer
Schaurig der Ruf: „Halt ein!“

Meerwind hat um die Mauern
Das Staubgewölk verweht,
Und vor der Bresche hebt sich
Ein Mastbaum hoch erhöh't.

Mit Ketten fest umstrickt
Hing lebend dran ein Mann,
Der Beste der Gefangnen,
Den je ein Feind gewann.

Und höh'nend von den Zinnen
Klang's in der Franken Heer:
„Was säumen Wurfmaschine,
Was säumen Pfeil und Speer?“

Zielt doch, ihr sichern Schützen!
Der erste, den ihr streckt,
Ist Gerhard von Avesnes,
Der uns als Schild hier deckt!“

Da ruft mit heller Stimme
Der Held vom Kreuz herab:
„Vorwärts, ihr Waffenbrüder!
Helft euch das heil'ge Grab!“ —

Zerschmettert sank der Mastbaum,
Sank Gerhard von Avesnes,
Siegstolz von Arjufs Türmen
Des Kreuzes Banner wehn.

Gelungen sind auch zwei humoristische Gedichte, die wir zu den besten Scheffels rechnen: „Des Tennebergers Abschied vom Kloster Reinhartsbrunn“ (1859) und „St. Fridolin“ (1853). Dazu kommen allerlei Gelegenheitsgedichte, Stammbuchverse, Einzeichnungen in Fremdenbüchern und andres. In den Sprüchen bricht Scheffels im Grunde ernstes und tiefreligiöses Dichtergemüt durch. Er wäre kein so guter Dichter geworden, wenn er es nicht gehabt hätte. Um unser Urteil zusammenzufassen, müssen wir sagen: diese Nachlese enthält allerdings manchen unbedeutenden Vers, der mehr den ehrt, an der er gerichtet ist, als daß er uns den Dichter selbst erhöhen könnte; aber in der Mehrzahl werden uns doch Gedichte mitgeteilt, die schön und dankenswert und zur Vollendung

seines Gesamtbildes willkommen sind. Von einigen darf man auch erwarten, daß sie der Dichter selbst noch in eine Sammlung aufgenommen hätte, wenn er länger gelebt hätte.

Viel leichter als der Sohn Scheffels hat es Robert Vischer bei der Ausgabe des dichterischen Nachlasses seines Vaters gehabt; wir sagen „dichterischen“ Nachlasses, weil uns noch die Ausgabe seiner Kollegienhefte über deutsche Literaturgeschichte und seines Briefwechsels in Aussicht steht. Leichter war diese Ausgabe der *Allotria* von Friedrich Theodor Vischer (Stuttgart, Bonz, 1891), weil sie bei weitem zum größern Teile Stücke vereinigte, die der Verfasser schon selbst veröffentlicht hatte, die aber in Zeitschriften zerstreut oder im Einzeldruck vergriffen waren, wie die Gesänge Schartenmayers, die Epigramme aus Baden-Baden, das schwäbische Lustspiel „Nicht I“ und die Mehrzahl der einzelnen lyrischen Gedichte. Diese Vereinigung des Zerstreuten zu einem stattlichen Bande verdient den Dank aller Freunde Vischers, und damit ist sie genügend gerechtfertigt.

Im Sinne einer Neuheit wirken nur die zwei Novellen aus den Jahren 1830—31, die den Band eröffnen; sie waren verschollen, es dürfte kaum noch jemand etwas von ihnen gewußt haben, und sie haben auch in der That fast nur biographischen Wert. Die erste, „Leiden und Freuden des Skribenten Felix Wagner,“ läßt sich zwar auch jetzt noch mit Vergnügen lesen; die andre, „Cordelia,“ ist ganz veraltet und nur deshalb interessant, weil sie zeigt, daß auch ein Genius wie der Vischers dem Geist und Geschmack seiner Zeit nicht entinnen kann, sondern ihm huldigen muß. Das dichterische Talent, das Vischer im „Skribenten“ bekundet, würde reichlich genügen, manchen Berufsdichter von heute angesehen zu machen. Ob sein Humor mehr oder weniger von Jean Paul abhängt, ist minder wichtig als die Thatsache, daß alle in wohlervoguem Kontrast gezeichneten Figuren lebensvoll und überzeugend dastehen, und daß man die Befreiung fühlt, die dem Dichter durch die künstlerische Darstellung ihn selbst beengender Zustände und Stimmungen zu Teil geworden sein muß. Er hat sich diese Novelle vom Herzen geschrieben, es ist manche „Konfession“ in ihr enthalten. In dem Skribenten Felix und seinem Nebenbuhler, dem Berliner Leutnant, kontrastirt Vischer die äußerlich unbeholfene, unpraktische, unweltläufige Innerlichkeit des in kleinen Verhältnissen aufgewachsenen Büchermenschen mit der äußerlich glänzenden, innerlich aber verlognen Erscheinung der Weltmenschen. Felix ist ebenso treuherzig, wie der Leutnant anmaßend ist; Felix ist ehrlich, der andre ein Schuft; Felix „leidet an der Reflexion“, der Gegner kennt keine Bedenken, das Ziel einer unsittlichen Leidenschaft um jeden Preis zu erreichen. Felix enthält ohne Zweifel manchen Zug von dem jungen Vischer selbst; das fühlt man unmittelbar an der Ironie des Erzählers gegen den doch geliebten Helden. Vischer „objektivirte“ sich selbst in der Gestalt des Felix, nachdem er mit der Erkenntnis seines Kontrastes die

Stufe dieser Bildung überwunden hatte. Der wissenschaftliche Kampf, in dem er als Ästhetiker mit der hypochondrischen Reflexion stand, wird hier dichterisch ausgetragen. Noch wertvoller wird die Figur, weil sie Wischer nicht in der Schwäche stecken bleiben, sondern zur vollen Erreichung des Zieles gelangen läßt. Felix gewinnt mit dem unstrittnen schönen Mädchen nicht bloß die Braut, sondern auch die volle Männlichkeit, und diesen Prozeß hat Wischer mit großer Sorgfalt, reich an Einzelheiten, humorvoll und doch sehr ernsthaft dargestellt. Ganz denselben Kontrast hat er viele Jahrzehnte später in dem Lustspiel „Nicht I“ dargestellt, nur mit dem Unterschiede, daß der Berliner des Lustspiels kein schlechter Kerl mehr ist, sondern nur zur Fanfaronade neigt und schließlich sich doch als ein anständiger Mensch bewährt. Bis Wischer seinen schwäbischen Haß gegen die Preußen soweit überwand, machte er eine Welt von innern Kämpfen durch! Und in diese gewähren uns die „Mlotria“ reichlich Einblick: keines seiner Bücher bringt gerade diese Seite seiner Entwicklung so deutlich zum Bewußtsein. Doch um die Novelle zu erledigen, sei noch bemerkt, daß sie außer dem Skribenten in der Gestalt seines Vorgesetzten, des Steuer-einnehmers, noch die ergötzliche Figur eines Philisters bringt, der über Justinus Kerners „Seherin von Prevorst“ sein bischen Verstand verliert. Das Leben in einer kleinen schwäbischen Familie giebt eine sehr anmutige Idylle, und in der feinen Gestalt des alles ordnenden philosophischen Pfarrers hat Wischer sein Ideal gezeichnet. Interessant sind auch die Stellen über das Wesen des Traumes, weil sie zeigen, daß Wischer schon damals gerade so dachte, wie Jahrzehnte später in einem seiner „Kritischen Gänge.“ Der andern Novelle, „Cordelia,“ in dem phantastischen Geschmacke Tiecks konnten wir, wie gesagt, keinen Geschmack abgewinnen, sie hätte wohl wegbleiben können.

An diese Jugendarbeiten aus der fernen romantischen Zeit des zu hohen Jahren gelangten Dichters schließen sich seine Epigramme aus Baden-Baden an, die vier Jahrzehnte später entstanden sind (1867). Diese sprachlich vollendeten Gedichte gehören wohl zu den bedeutendsten politischen Dichtungen, die überhaupt eine Litteratur aufzuweisen hat. Es spricht aus ihnen eine Leidenschaft, eine tiefe Entrüstung gegen sittliche Fäulnis, die noch jetzt, wo doch der Gegenstand des Zornes selbst entschwunden ist, den Leser im Innersten erregt und hinreißt. Mit der ganzen Fülle seiner Bildung, seines Gedankenreichtums, seiner reichen Lebenserfahrung und seiner scharfen Beobachtung hat sich Wischer des Gegenstandes bemächtigt und die Schande, daß auf deutschem Boden eine Spielhölle bestehen konnte zum Stelldichein der Müßiggänger und Dirnen aus ganz Europa, an den Pranger gestellt. Dabei nicht eine Spur von Philisterei, keine pastorenhafte Strafpredigt, sondern alles nur der Erguß eines Mannes, der als Ästhetiker für Beschaulichkeit und sinnlich freudigen Lebensgenuß sehr wohl empfänglich ist und keineswegs ängstlich im Genuß ist, auch wohl einen Spaß versteht, sich aber dabei doch immer der Würde der Menschheit bewußt

bleibt. Wie hoch stehen diese Epigramme über den Romanen der Franzosen und ihrer deutschen Nachahmer, die auch so thun, als schilderten sie das Laster nur der Sittlichkeit wegen! Rein poetisch sind diese Epigramme fesselnd durch die Menge der Motive, die Vischer seinem Stoffe abzugewinnen wußte. Wie schön ist z. B. „Ein Lied“:

Altes Studentenlied! Da tönest du aus dem Gewirre
 Von Melobien heraus, das sich im Duoblibet schlingt.
 Komm, sei allein mit mir, ich verstehe dich, und du verstehst mich,
 Und sie entdecken dich nicht, Franken und Britten umher.
 Als ich dich sang, da wußt ich noch nicht, wie schändlich die Welt ist,
 Senke dich, rührendes Lied, in das verbitterte Herz!

oder das andre: „Perlen vor die S . . .“

Herzlich erklingt die Musik, die schönere Seele des deutschen
 Volks ergießt sich rein in die balsamische Luft,
 Ohrenschmaus für den üppigen Gast, der in der Zerstreuung
 Halb hinhört und nie, wenn er auch hörte, sie fühlt.

Den Anstoß zur Veröffentlichung dieser Epigramme gab das Pamphlet Edmond Abouts gegen die Deutschen, das gerade aus dem Bestande von Baden-Badens Spielhülle Kapital gegen uns schlug. Da ergriff Vischer der patriotische Zorn, und er hielt es für seine Pflicht, den Unfug als Deutscher zu züchtigen, aber auch dem Franzosen den Standpunkt klar zu machen. So nehmen die Epigramme schließlich eine politische Wendung, und hier steigert sich ihre Leidenschaft aufs mächtigste. Auch der Gegensatz des Süddeutschen zum Norddeutschen kommt hier gründlich zur Erörterung. Vischer redet sich alle Galle vom Herzen, von dem Herzen, das im deutschen Bürgerkriege 1866 blutete. Wie sich der schwäbische Hartkopf grimmig den weltgeschichtlichen Thatsachen unterwirft und mit zornigen Worten den Preußen die Bruderhand reicht, ist wahrhaft rührend.

Aber es giebt noch Männer, die nicht vergessen, daß Wahrheit
 Wahrheit bleibet, und Recht bleibet in Ewigkeit Recht,
 Die in die Macht sich nicht verleben wie schwärmende Mädchen,
 Welchen zum Muster ein Mann aller Vollkommenheit wird.
 Und wir kommen zu euch, doch mit bewahrtem Gewissen,
 Und in das Abergelicht bringen wir reineres Blut.
 Eines jedoch erlauben wir nicht: daß einer des Schwarzen
 Großnamas gegen ihn selbst rufe zu Hilfe vor Zorn.
 Wer mit dem Feind liebäugelt, dem alten lauernden Reichsfeind,
 Wer wahnsinnig in ihm gar den Befreier sich hofft,
 Wer verrätherisch ruft: französisch lieber als preussisch!
 Darf nicht bleiben im Schiff; packt ihn und schmeißt ihn hinaus!

Und um ja keinen Zweifel über seine Gesinnung zu lassen und etwa den Schein zu

erwecken, als wäre er blind für die Schwächen seiner eignen Partei, reißt er unmittelbar an dieses Epigramm das andre: „Damals.“

Nicht im Sommer des Kriegs, wir ließen zu Boden uns schlagen
 Damals, als wir im Stich ließen die Lande am Meer.
 Leicht erkannte das Auge, das Geister siehet, in jenen
 Tagen des Nichtschwerts Blitz, das uns den Nacken durchhieb.

So strebte Vischer mitten in dem leidenschaftlichsten politischen Kampfe darnach, gerecht zu sein, Schuld und Irrtum aller Parteien zu erkennen. Die Doppelnatur des „Auch Einer“ bewahrt er auch in der Politik. Niemals kommt er ganz über den Schwaben hinaus, mit unsäglicher Zähigkeit hängt er an seinem Stamm, so klar er auch dessen Fehler und Schranken erkennt, nie kann sich Vischer den Spaß versagen, den Norddeutschen und zumal den Berliner Verstandesmenschen eins am Zeuge zu flicken; aber er weiß doch zur rechten Zeit einzuhalten, mit einem Ruck erhebt er sich dann von dem untern Stockwerk der brüderlichen Zänkerey und Eifersucht in das obere der Reichsidee, des Alldeutschland. Mit eignem humoristischem und poetischem Behagen spricht sich diese Doppelheit seines politischen Wesens namentlich in dem Lustspiel „Nicht I“ und in dem Festspiel zu Uhlands hundertstem Geburtstag aus. Sobald die deutsche Einheit einmal gewonnen ist, läßt er ein für allemal jeden Partikularismus fallen und sucht nun seinerseits an dem Ausbau des neuen Reiches mitzuarbeiten; er giebt sein Schwabentum nicht auf, aber wichtiger ist ihm das Deutschtum, und darum tritt er in den schweren Jahren Bismarcks nach dem Kriege, wo es sich um den Kampf mit den Jesuiten handelt, auf seine Seite. Das prächtige Spottgedicht „Der Herzog von Kukumberland“ ist eins der vielen Zeugnisse dafür. Überhaupt scheint die Politik, die Freude am neuen Reich und die Sorge um dessen Gedeihen die Seele des alten Vischer ganz beherrscht zu haben, sein Pathos ist davon erfüllt. Die andern Gedichte dieser Abteilung sind Gelegenheitsverse an Freunde und Frauen, immer mit einem feinen Aperçu, einer humoristischen Wendung, einem ihn selbst charakterisirenden Wort, wie in den vier Versen, die er zu seiner Photographie schrieb:

Sieht nicht dieses härt'ge Hans
 Wie ein Oberförster aus?
 Hat an der Jagd doch keinen Geschmack,
 Schießt lieber auf böses Menschenpack.

In andern Gelegenheitsstücken entladet er seinen barocken Humor, wie in dem „Deutschen“ (1883), wo er nach einer gereimten Aufzählung aller Schwächen und Laster schließlich sagt:

Da hätt ich indessen
 Fast was vergessen:
 Sie lachen gern —
 Ihr bester Stern;

Sind helle genug, sich selbst zu kennen,
 Lachend sich von sich selbst zu trennen.
 Und so werden sie, hoff ich, ihre Sachen
 Zum richtigen Ende so noch machen,
 Daß sie zuletzt und am besten lachen.

Von den Schnurren, die dann noch mitgeteilt werden, sei auf das „Beckenlied“ (1875), eine Satire gegen die Spießbürger und Philister, hingewiesen. Davan schließen sich die berühmten Gefänge Schartenmayers: vom Datpheus, vom Helfer Brehm, das Hochzeitskarmen von Johann Jakob Baumann, die „wahre Begebenheit aus dem neunzehnten Jahrhundert“ und das Heldengedicht vom deutschen Krieg. Der letzte Schartenmayer unterscheidet sich von dem ältern wesentlich. Humor hat in der That nur der ältere, und zwar einen urgemüthlichen Humor. Dieser Ton des Philisters, der mit poetischer Erhebung ungläubliche Geschmacklosigkeit im Ausdruck verbindet, ist Vischer nur einmal gelungen. Der Humor des Heldengedichts ist nicht mehr von dem Typus Schartenmayers, sondern von der Art des „Auch Einer“; er ist nicht mehr naiv dumm, sondern bitter und witzig, mehr geachtet als lustig. Allerdings war auch der Gegenstand darnach, daß Vischer unmöglich die Heiterkeit bewahren konnte, den Bänkelsängerton kunstvoll nachzuahmen. Der deutsche Krieg und der darauf folgende Tanz ums goldne Kalb, das waren zu ernste Dinge. Dennoch sind einzelne Stellen auch humoristisch im echten Schartenmayer-ton gelungen, wie die Strophen auf den Kaiser Napoleon in der Gefangenschaft. Die dramatischen Stücke, die den Band abschließen, sind schon genannt. „Nicht I“ ist in der schwäbischen Mundart geschrieben, für die sich Vischer eine eigne Schreibung geschaffen hatte. Die Charakteristik des Pfarrers, seines Vikars, seiner schelmischen Tochter und der schwankenden Mutter ist meisterlich; es sind Typen des schwäbischen Volkes, doch muten uns dieselben Figuren in der Jugendnovelle, wo sie noch nicht so ausgearbeitet sind, wärmer und frischer an. Auch Vischer hat in den Gedichten seiner späten Zeit zuviel Gedanken abgelagert, wie sovieler Dichter in ihrem Alter. Das dramatische Festgedicht zur Uhlandsfeier ist noch in aller Erinnerung; die Charakteristik Uhlands durch den Genius Schwabens ist ein Meisterstück, wie es nur Vischer machen konnte.

Was die Größe Vischers ausmacht, ist, daß bei ihm alle litterarische Produktion, sei sie nun wissenschaftlicher oder dichterischer Art, immer aus demselben Quell, aus dem Charakter, fließt. Sie ist immer der Ausdruck seiner großen Persönlichkeit. In diesem Sinne hat er die Sammlung seiner Gedichte „Allotria“ genannt, nicht als wenn er sie nur als müßigen Zeitvertreib betrachtet hätte, sondern als ein „Allotrion,“ wörtlich genommen, das er selbst mit den Worten erklärt:

Ein Allotrion, was ist's denn?
 Was will heißen anderartig?

Was will heißen sogeartet?
 Wenn man es genauer ansieht,

Ist das Andre auch das Eine,
 Und das Eine ist das Andre;
 Ist die Arbeit mir das Eine
 Und die Muße nur das Andre,
 So ist diese, wenn sie einmal

Eintritt und die Muse mitbringt,
 Doch im Recht des Augenblickes,
 Ist das Eine, und die Arbeit
 Gegenüber dieser guten
 Freien Stunde nur das Andre.

Ob er nun dichtet oder philosophirt: er ist immer derselbe Wischer, ein Mann, der etwas von Luther, etwas von Rabelais, etwas von Goethe zu besitzen scheint und doch immer nur er selbst, ein wahres Original ist.



Maßgebliches und Unmaßgebliches

Des Rätsels Lösung. Allgemeines Unbehagen, Gefühl der Unsicherheit, Regung zum Schwarzsehen — woher kommt das? Die grassirende Influenza allen kann doch nicht schuld daran sein. Im deutschen Reichstage ist das Rätsel gelöst worden. Der unbefriedigende Zustand ist nur die traurige Folge unsers Nationalunglücks, ein Vierteljahrhundert lang einen großen Staatsmann an der Spitze der Geschäfte gehabt zu haben! Das mag für andre Völker passen, wir sind einfache Leute, die sich solchen Luxus nicht erlauben können. Wir lieben ein bescheidnes Mittelmaß. Und wer will leugnen, daß es für jeden Wiedermann etwas Aufregendes, Berlegendes hat, wenn sich einzelne erlauben, uns so weit zu überragen, daß wir zu ihnen aufblicken müssen? Nun ist er „kaltgestellt,“ nun darf man ihn ungeschert für alles, was uns drückt, verantwortlich machen, Herr Bebel, der tollkühne Ritter, vermißt sich, ihm „grad frei ins Gesicht“ zu sagen, wie der Wandergeselle seiner Frau Meisterin, was er von ihm denkt. Nur einige Zöpfe bedauern seinen Rücktritt, Leute, die so weit hinter ihrer Zeit zurückgeblieben sind, daß sie die Dankbarkeit noch für eine Tugend halten. Von ihnen abgesehen herrscht nur Befriedigung über die Befreiung von dem Druck einer übermächtigen Persönlichkeit, man fühlt sich zwanglos unter Brüdern, „die Diese küßt den Hans, und alles ist wieder gut.“ Für den Augenblick wenigstens. Gänzlich eines Sinnes sind z. B. die verschiedenen Herren Zukunftspräsidenten der verschiedenen Zukunftsrepubliken noch nicht, die grüne Republik des Herrn Richter erkennt noch das deutsche Reich an, was ja sehr gütig von ihr ist, was jedoch der roten Republik, für die „das im Sumpf versinkende Gebäude der bürgerlichen Gesellschaft den Grund bilden soll“, nur ein verächtliches Achselzucken abgewinnen kann. Herr Bebel wird wohl zugeben, daß das Bild der achselzuckenden Republik noch lange nicht so gewagt ist, wie sein Bauplan. Überraschen muß es, daß er der bürgerlichen Gesellschaft noch Solidität genug zutraut, als Kost für sein ikarisches Venedig zu dienen. Hoffentlich liegt der feste Boden nicht zu tief unter dem Sumpfe, sonst könnte „das neue Gebäude“ mit dem alten versinken. Doch hat er ja in der Architektur und Ingenieurwissenschaft ohne Zweifel eben so gründliche und umfassende Studien gemacht, wie in allem andern, worüber er gelegentlich spricht! Auch Herr Richter ist noch keineswegs völlig zufriedengestellt. Vor allem müssen die Kornzölle dem Fürsten Bismarck folgen, wodurch wenigstens für vierzehn Tage alle Wünsche zum Schweigen gebracht werden würden. Uebrigens Auf-